

Akademische Arbeitsgemeinschaft AAG

Leiter: Robert Huber, Dr.oec., Bellerivestrasse 12, 6006 Luzern
Telefon: 041 370 60 50; Telefax: 041 370 60 42; E-Mail: robert.huber@bluewin.ch

AAG-FRÜHLINGSTAGUNG 2011 am Samstag, 2. April 2011, in Luzern Priesterseminar St. Beat

(Adligenswilerstrasse 15, oberhalb der Hofkirche)

Hoffnung wider alle Hoffnung Herausforderung an die Kirche heute

Vorträge von **Dr.theol. Hansruedi Kleiber SJ**,

Präfekt der Jesuitenkirche Luzern, Dekan und Pastoralraumleiter
der Katholischen Kirche der Stadt Luzern

Glaube und Kirche haben in unserer Gesellschaft keinen leichten Stand. Kritik und Ablehnung sind weitherum spürbar. Auch innerkirchlich werden Polarisierung und Reformstau beklagt. In dieser schwierigen Situation sind Mut, Optimismus und Zuversicht gefragt. Doch worin sind sie begründet? Was lässt uns Christen nicht einfach resignieren, sondern hoffnungsvoll unsern Auftrag erfüllen?

Tagungsprogramm vom Samstag, 2. April 2011:

ab 09.15 Uhr Eintreffen, Kaffee im Entree des Seminars St. Beat

10.00 Uhr 1. Vortrag: **„Seid stets bereit, jedem Red und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“**
(1 Petr 3,15)
anschliessend Diskussion

11.45 Uhr Mittagessen

13.15 Uhr 2. Vortrag: **Glaube, Liebe, Hoffn8ung – die theologischen Tugenden als Antwort auf die Herausforderung der heutigen Zeit**
anschliessend Diskussion

15.00 Uhr **Eucharistiefeier** in der Kapelle von St. Beat

16.00 Uhr Ende der Tagung

Beilagen:

- 1 erster Vortrag
- 2 zweiter Vortrag

Hoffnung wider alle Hoffnung

Beilage 1

Herausforderung an die Kirche heute

P. Dr. Hansruedi Kleiber SJ

Samstag, 2. April 2011 St. Beat, Luzern

Erster Teil

„Seid stets bereit, jedem Red und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ (1 Petr 3,15b)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Die Situation der Kirche heute ist komplex. Die Kirche, das wird immer wieder betont und doch oft vergessen oder übersehen, die Kirche ist - spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil - immer mehr und immer deutlicher zu einer Weltkirche geworden. Sie hat sich, um es mit einem modernen Begriff zu sagen, zu einem Global-Player entwickelt.

Die Kirche hat deshalb sehr viele und sehr unterschiedliche Seiten und Fassetten. Das Spektrum ist weit, die Erscheinungsformen sind vielfältig. Das Leben der Kirche auf den fünf Kontinenten unserer Erde und in den vielen verschiedenen Ländern mit ihren unterschiedlichen Kulturen, Sprachen, Traditionen, Lebensgewohnheiten, mit ihren so ganz anderen politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, das Leben der Kirche ist bunt und keineswegs uniform. Wenn Sie z.B. am Sonntag in der indonesischen Hauptstadt Jakarta in der Kathedrale den Gottesdienst besuchen, werden Sie kaum älteren oder alten Menschen begegnen. Die Kirche ist übervoll besetzt mit Jugendlichen und jungen Menschen im Alter zwischen 15 und 35 Jahren.

Ähnliches können Sie in vielen Ländern Asiens feststellen. Oder wenn Sie in Zimbabwe oder Kenia oder sonst einem afrikanischen Land die Hl. Messe mitfeiern, staunen Sie über die Lebensfreude der Menschen, die in Gesang und Tanz zum Ausdruck kommt. Der Sonntag ist der Tag des Herrn. Man hat Zeit, trifft sich, erzählt, genießt das Beisammensein. Auch in der Kapelle der Loyola University in Chicago finden Sie keinen freien Platz: Studentinnen und Studenten feiern Eucharistie: Sie stammen mehrheitlich aus wohlhabenden Familien und sind weder dumm noch naiv. Und in lateinamerikanischen Kirchen habe ich an gewöhnlichen Werktagen immer wieder junge Menschen angetroffen, die sich für ein kurzes Gebet vor dem Allerheiligsten niederknieten. In vielen Ortskirchen liegt der Religionsunterricht in den Händen von Laien, die sich freiwillig und ohne Bezahlung um die Weitergabe des Glaubens kümmern. Basisgemeinden leben auch heute noch aus dem Geist des Evangeliums und vielerorts sind das Bildungs- und Gesundheitswesen ohne das Engagement der Kirche nicht denkbar. Auf meine Frage: „Brauchen wir die Kirche noch?“ schauten mich Studierende in Tansania verwundert an. Was für eine Frage! Für Sie war klar: Ohne die Kirche wäre vieles nicht möglich. Stellen Sie dieselbe Frage bei uns. Sie werden möglicherweise die Antwort erhalten: „Wozu denn?“ - So geschehen vor ein paar Jahren bei einer Podiumsdiskussion mit Altschülern des Collegium Karl Borromäus in Altdorf.

Die Situation der Kirche bei uns ist alles andere als zufrieden stellend. Sie wissen es und erfahren es täglich: Die Kirche stösst weit herum auf massive Kritik, wenn nicht gar auf Ablehnung. Schauen Sie sich das Bild an, das die Medien von der Kirche vermitteln! Die Kritik von aussen wird z. T. bewusst geschürt. Allerdings gibt die Kirche selbst auch immer wieder Anlass dazu. Aber auch im Inneren rumort es. Es scheint, die Lage hat sich seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das vor 45 Jahren zu Ende ging, immer mehr verschlimmert. Die Pola-

risierung zwischen progressiv-fortschrittlichen und konservativ-traditionalistischen Kräften hat sich immer weiter verhärtet – denken Sie etwa an die Bewegung um Erzbischof Lefèvre oder an die Auseinandersetzung um Hans Küng. Sie erinnern sich bestimmt auch an die Affäre Wolfgang Haas im Bistum Chur, die sich mit Bischof Vitus Huonder zu wiederholen scheint. Sie wissen um die Skandale, die die Kirche in den letzten Jahren und bis in unsere Tage in den USA, in Irland, in Deutschland, Österreich und auch in der Schweiz zutiefst erschüttert haben. Die Austrittswelle hat bis dahin nie gekannte Ausmasse erreicht.

Wenn Sie heute zurückdenken an die Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts, werden Sie feststellen, dass es der heutigen Generation - der derzeitige Bischof von Basel ist 1966, also ein Jahr nach dem Konzil geboren - schwer zu vermitteln ist, was die Aufbruchstimmung und die Begeisterung in Bezug auf die Kirche damals ausmachte und was sie in den Menschen auslöste. Viele von Ihnen haben diese Zeit selbst erlebt. Es war uns allen klar, dass hier etwas ganz Entscheidendes passierte, etwas Neues seinen Anfang nahm. Und es grenzt im Nachhinein beinahe an ein Wunder, dass es gelungen ist, dieses Zweite Vatikanum zu einem guten Ende zu führen. Das war und ist das Verdienst vieler Kirchenleute, Bischöfe und Kardinäle, Berater und Theologen, vor allem aber des Papstes Pauls VI., der nach dem Tod Johannes XXIII. das Konzil weitergeführt und beendet hat. Trotz aller Vorbehalte, die diesem Papst gegenüber immer wieder geäußert wurden und immer noch werden (Stichwort: Zögerer und Zauderer, Pillenpäuli – wegen seiner Enzyklika „Humanae Vitae“ usw.), er ist in meinen Augen **der** moderne Papst, der wie kein anderer die Herausforderungen der modernen Welt und Gesellschaft erfasst, ernst genommen und versucht hat, darauf zu antworten.

Sie kennen den weiteren Verlauf der Geschichte: Die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse und die Reformen, die Neuerungen und die Rückschläge... Die **Synode 72** mit ihren Hoffnungen und Erwartungen... Sie haben sich verflüchtigt und sind Enttäuschungen gewichen. Wir erinnern uns an die Versuche, das Rad der Geschichte wieder zurückzudrehen, die Verurteilung der „Theologie der Befreiung“ das neue Kanonische Recht von 1983, der Streit über die Interpretation des Konzils usw. In den letzten Jahren wurde der Begriff „Reformstau“ – immer wieder bemüht, um anzuzeigen, dass sich endlich wieder etwas bewegen müsse in der Kirche.

Die vagen Hoffnungen diesbezüglich haben sich wenige Jahre nach der Wahl des jetzigen Papstes zerschlagen. Man muss allerdings auch sehen, dass da und dort wichtige Zeichen gesetzt und neue Impulse gegeben werden. Ich denke etwa an die Kirche in China und an die Ökumene mit der Orthodoxie. Generell aber macht sich Resignation breit, jedenfalls bei den fortschrittlichen Kreisen, während die Konservativen Morgenluft wittern (Stichworte: Tridentinische Messe, Pius-Bruderschaft, restaurative Positionen und Äusserungen zum Kirchenverständnis und zur Ökumene z.B. im päpstlichen Schreiben „Dominus Jesus“ usw.). Dazu kommt die erschreckend rasche Entwicklung in Bezug auf den Rückgang der religiösen Praxis, der Mangel an Priester- und Ordensleuten, die Säkularisierung, der Wertewandel, der praktische Materialismus, die multikulturelle, pluralistische Gesellschaft usw. Davon bleibt die Kirche nicht verschont. Man kann diese Entwicklung und die Tatsachen beklagen, kann sie ausschliesslich negativ beurteilen und interpretieren. Doch was hilft uns das? – Es ist nun einmal unsere gesellschaftliche Realität. Und darin liegen auch Möglichkeiten und Chancen.

Wenn ich diese Tagung mit dem Titel überschrieben habe: „Hoffnung wider alle Hoffnung“, dann eben gerade deshalb, weil ich der Überzeugung bin, dass es nicht darum gehen kann, resigniert die Hände in den Schoss zu legen und fatalistisch in einer Haltung der Ohnmacht und der Hilflosigkeit zu erstarren. Das lässt schon das Wort des Hl. Petrus nicht zu, das ich als Untertitel gewählt habe: „Seid stets bereit, jedem Red und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15b).

Wenn ich mich auf dem Hintergrund des bis Dahin Dargelegten - und es ist dies ja eine sehr rudimentäre und in vielem ergänzungsbedürftige Analyse der kirchlichen Situation - frage: In

welcher Hoffnung leben wir? Von welcher Hoffnung sind wir erfüllt? Dann fühle ich mich ganz schön provoziert und herausgefordert durch diesen Satz des 1. Petrusbriefes. Denn wenn mich jemand zur Rede stellt, dann ganz gewiss nicht wegen der Hoffnung, die mich beseelt, ganz im Gegenteil: Wenn mich jemand fragt, und es fragen viele, dann vor allem wegen der Krise, in der die Kirche, ja das Christentum und der Glaube überhaupt stecken. Ob ich da nicht auf verlorenem Posten kämpfe ... und überhaupt, ob denn meine Arbeit als Priester noch sinnvoll sei ... ob es das eigentlich noch brauche ... ob ich nicht völlig frustriert sei ... bei allem, was da so aus Rom komme ... und bei dieser resignativen Stimmung in der Kirche.

Nicht wegen der Hoffnung, sondern vielmehr wegen der Hoffnungslosigkeit werde ich angesprochen. Wohin treibt die Kirche? Was wird aus ihr? Die Gläubigen laufen ihr scharenweise davon, die Mitgliederzahlen sinken rapid. Der lautlose Auszug ist vorbei; heute sagt man es laut: Ich habe genug! Ich gehe!

Und jetzt dieses Petruswort, wie ein Stachel im Fleisch: Wegen der Hoffnung, in der man lebt gefragt zu werden und darauf zu antworten. Das heisst doch, das damals - zur Zeit des Apostels - Hoffnung ein Markenzeichen, ein auffälliges Merkmal, ja das Charakteristikum der Christen schlechthin gewesen sein musste. Etwas, weswegen man angesprochen wurde, etwas, das provozierte und zur Frage reizte: Woher nur nehmt ihr eure Hoffnung? Was ist der Grund dafür? Wie könnt ihr nur so hoffnungsvoll in die Welt blicken? ... so voller Optimismus und Zuversicht?

Sind wir heutige Christen so unübersehbar hoffnungsvoll, dass unsere Hoffnung zum Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen wird? Ich werde darauf noch zu sprechen kommen und auch auf den Grund unserer christlichen Hoffnung. Doch lassen Sie mich zunächst noch beim Thema „Kirche“ bleiben. Ich hatte vorhin den „Reformstau“ erwähnt, der von vielen unserer Zeitgenossen beklagt wird, ganz besonders auch von Theologinnen und Theologen und Mitarbeitenden der Kirche und auch von vielen Laien. Die Kirche ist ja bekanntlich eine „**Semper Reformanda**“, d.h. sie muss immer wieder neu, jeder Epoche und jeder Generation den Glauben nahe bringen und auf die jeweiligen Fragen und Herausforderungen antworten. Auf diesem Hintergrund möchte ich versuchen, etwas zu sagen über die Erneuerung der Kirche heute. Es sind dies ganz persönliche Bemerkungen. Ich masse mir dabei nicht an, zu wissen, wie die Kirche sein sollte oder wohin der Hl. Geist sie führen müsse. Da lass ich mich lieber überraschen. Was ich im Übrigen auch vermeiden will, ist das ewig gleiche Gemjammer gewisser Theologen, Kirchenleute und Journalisten mit immer denselben Forderungskatalogen.

Wir müssen meiner Meinung nach ganz grundsätzlich unterscheiden zwischen der **innerkirchlichen** Erneuerung und der **Stellung und dem Image der Kirche in der modernen Welt und Gesellschaft**. Wobei die Erneuerung der Kirche selbstverständlich zu tun hat mit ihrem Ansehen, ihrem Ruf und ihrer Ausstrahlung in Welt und Gesellschaft.

Lassen Sie mich einfach einmal nachdenken und träumen von einer Kirche wie sie sein könnte... und wie ich sie mir erhoffe. Ich denke, das Erste und Wesentliche ist ein lebendiger, überzeugender Glaube, der sich im Leben der Kirchenmitglieder auswirkt. Dabei spielt die **Tradierung des Glaubens**, die Weitergabe und Vermittlung eine unverzichtbare Rolle, und damit auch der missionarische Charakter der Kirche. **Glaubwürdigkeit** heisst hier das Stichwort. Daran wäre zu arbeiten.

Wir haben vor allem in Europa - und diese Entwicklung ist typisch für unseren Kontinent, anderswo ist es nicht so - in den vergangenen Jahrzehnten einen radikalen Traditionsabbruch und einen massiven Glaubensschwund erlebt. (Der frühere Bischof von Basel und jetzige Kardinal, Kurt Koch, hat des Öfters vom „Verdunsten“ des Glaubens gesprochen.) Das religiöse Basiswissen der Leute ist oft gleich null und die Generation der Mittelalterlichen, besonders aber der Jugend, haben wir ganz offensichtlich verloren. Darüber können auch Events wie Weltjugendtage nicht hinwegtäuschen. Die Gründe liegen in der gesamtge-

sellschaftlichen Entwicklung, aber auch an der Unfähigkeit der Kirche und ihrer Mitglieder, den Glauben so zu vermitteln, dass die Menschen überhaupt erst verstehen, worum es dabei geht. Die Theologie hat seit dem Zweiten Vatikanum enorme Anstrengungen unternommen und ein - auch wissenschaftlich anerkanntes - Niveau erreicht, aber die Vermittlung ihrer Erkenntnisse hat leider kaum oder gar nicht stattgefunden.

Auch hat die Kirche zu einem guten Teil ihre gesellschafts-prägende Kraft eingebüsst oder verloren. Sie wird je länger je mehr marginalisiert, an den Rand gedrängt, nicht ernst genommen, vor allem bei der intellektuellen Elite und in der Politik. Andererseits stehen Fragen im Raum, besonders auf dem Gebiet der Ethik, wo die Kirche etwas zu sagen hätte: Bio-Ethik, medizinische Ethik, Wirtschaftsethik heissen die Stichworte. Immer geht es dabei um den Menschen, um die menschliche Person, ihre Würde und ihre Rechte, und um die Frage: Dürfen wir, was wir können? Auf dem Gebiet der Werte-Diskussion hätten Theologie und Kirche Wichtiges beizutragen.

Erneuerung heisst hier immer auch: Zurück zu den Quellen. Die Kirche ist diesbezüglich umso mehr herausgefordert, als die pluralistisch-multikulturelle Gesellschaft, in der wir leben, Fragen stellt: Es geht um die Identität der Christen. Von daher ist der interreligiöse Dialog vor allem mit den Juden, aber auch mit den Moslems und Hindus unverzichtbar. Er ist aber auch zugleich höchst anspruchsvoll. Darüber liesse sich manches sagen. Das Konzil hat in Erklärung „Nostrae Aetate“ die Grundlagen gelegt.

Mit der Vermittlung des Glaubens ist eng verbunden die spirituelle Dimension, d.h. die Förderung des Gebets, der religiösen Praxis auf allen Ebenen. Wir verfügen als Kirche über einen reichen Schatz an Möglichkeiten, die leider zu einem grossen Teil brach liegen. Es ist interessant festzustellen, dass viele Menschen auf der Suche sind nach Sinn und Orientierung, nach einer lebhaften Spiritualität und dass sie in anderen Religionen anscheinend finden, was sie suchen. Wir Jesuiten erleben das z.B. in unserem Spirituellen Zentrum, im Lassa-le-Haus Bad Schönbrunn bei Zug. Die Zen-Kurse, Anleitungen zu Kontemplation und Meditation sind ausgebucht, wohingegen die ignatianischen Exerzitien nur kleine Gruppen ansprechen. Die Erneuerung des geistlichen Lebens also, die Förderung eines persönlich verantworteten Glaubens und eine religiöse Glaubenspraxis... ich denke, das ist das Erste, wenn es um die Erneuerung der Kirche gehen soll.

Nach innen sind selbstverständlich auch die Errungenschaften des Zweiten Vatikanums weiter zu entwickeln oder überhaupt erst zu realisieren. Die ganze Frage der **Leitung der Kirche**, die Kollegialität unter den Bischöfen und mit dem Papst, das Amt des Papstes, die Rolle der Bischofskonferenzen und der Bischofs-Synoden, die Frage der Bischofsnennungen us. Hier ist Handlungsbedarf. Es müsste manches geändert werden im Sinne einer kollegialen Leitung und einer Stärkung der Ortskirchen. Der römische Zentralismus müsste zurückgebunden werden. Damit einhergehen müsste eine Reform der vatikanischen Kurie und darin vor allem der administrativen Abläufe und der Entscheidungsfindung, aber auch des Umgangs mit den Medien. Man hat oft den Eindruck, dass die Kirchenleitung noch nicht wirklich erkannt hat, dass wir in einer globalisierten Medienwelt leben und wie wichtig die Medien für sie selber und ihr Image in der Gesellschaft sind.

Allerdings muss hier aus gesagt werden, dass die Medien seit Jahren und Jahrzehnten eine meist höchst negative und fragwürdige Rolle spielen, wenn es um Berichterstattung und Interpretation kirchlicher Ereignisse geht. In manchen Fällen hat das Methode. Man will der Kirche bewusst schaden. Skandale sind höchst willkommen und werden genüsslich ausgeschlachtet. Seriöser Journalismus ist leider selten geworden.

Erneuerungsbedürftige Bereiche sind weiter jene der Ämter, der Zulassungsbedingungen vor allem. Das Problem des Priestermangels ist komplex. Hier geht es vor allem auch um die Frage nach den „viri probati“, nach dem Zölibat und der Ordination der Frau.

Entscheidend ist weiter die ganze Pastoral, wobei ich ganz besonders an die Fragen von Partnerschaft, von Ehe und Familie denke, damit verbunden auch die Probleme der Geschiedenen Wiederverheirateten, der nicht-ehelichen Partnerschaften, der Sexualmoral insgesamt usw. Dabei stellt sich immer wieder die Frage, ob und inwiefern die Kirche für die Menschen da ist, ihre Sorgen wirklich ernst nimmt und versucht, lebbare Lösungen zu finden.

Die Hinführung zu den Sakramenten, die religiöse Erziehung, die Liturgiefähigkeit usw. sind Bereiche, die immer wieder neu überdacht und den jeweils sich verändernden Bedingungen angepasst werden müssen. Nicht zuletzt auch die Sprache von Theologie und Verkündigung.

Die Ökumene müsste vorangetrieben werden. Wir sind nach einer Zeit des ökumenischen Aufbruchs in einen neuen Konfessionalismus zurückgefallen, was unserer Glaubwürdigkeit schadet. Es ist auch hier an der Zeit, die Ämterfrage und das Problem der Eucharistie einer Entscheidung zuzuführen. Immer hört man, die Zeit sei dafür noch nicht reif ... seit vierzig Jahren. ... Vorarbeiten sind längstens gemacht.

Ein Problem, das uns besonders in der Schweiz beschäftigt, ist das Verhältnis von Kirche und Staat. Dazu gibt es ja sehr unterschiedliche Positionen, auch innerhalb der Kirche selbst.

Damit bin ich von der innerkirchlichen Seite schon weitergegangen zur Kirche und ihrer Stellung in der Welt und Gesellschaft. Und hier scheint mir etwas ganz Wichtiges wieder aufzuscheinen, das im Zweiten Vatikanischen Konzil deutlich war und das in der Konstitution „Gaudium et Spes“ vor allem zum Ausdruck gebracht wurde. Ich habe den Eindruck, die Kirche hat sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten all zu sehr mit sich selbst befasst, hat Nabelschau betrieben, hat sich um sich selbst gedreht. Viele ihrer Probleme waren und sind sozusagen „hausgemacht“.

Nachdem die Kirche beim Konzil mit der grundlegenden Kirchenkonstitution „Lumen Vitae“ zum ersten Mal in ihrer langen Geschichte ihr eigenes Selbstverständnis formuliert und darin dargelegt hat, wer sie ist und wozu sie ist, nämlich Volk Gottes unterwegs und als solches „sacramentum mundi“, Zeichen des „Heils für die Welt“, hat sie sich immer wieder daran zu erinnern. Und sich dessen bewusst bleiben, dass sie nicht Selbstzweck ist, sondern einen Auftrag zu erfüllen hat, nämlich „Kirche für andere“ zu sein. Und wenn ich „Kirche“ sage, meine ich natürlich nicht bloss die Hierarchie, sondern die Gesamtheit der Gläubigen. Ich habe vor nicht so langer Zeit einen Artikel gelesen und bin darin auf einen Satz gestossen: „Die Kirche kümmert sich um die Gläubigen.“ Ein solcher Satz dürfte nach dem Konzil so nicht mehr geschrieben werden! Denn wer ist die Kirche? Die Gläubigen natürlich, das Volk Gottes unterwegs. Die Kirche als Sauerteig in unserer Gesellschaft... Dabei spielt auch die Diakonie eine herausragende Rolle. Und das ist es auch, was bis heute unbestritten ist. Man anerkennt das Engagement der Kirche in diesem Bereich ohne Schwierigkeiten. „Kirche für andere“ - damit meine ich aber auch die Solidarität der alten Kirche mit den Kirchen Asiens und Afrikas. Sie dürfen wir nicht vergessen und damit auch nicht die „Option für die Armen“, die auf dem Konzil eine so zentrale Rolle gespielt hat.

Vieles wäre noch zu erwähnen. Manches erscheint dringend notwendig, anderes ist wünschenswert. Für einige geht die Entwicklung viel zu langsam, für andere wiederum viel zu schnell.

Nachdem ich versucht habe, die Situation in etwa zu analysieren und mir erlaubt habe, von einer Kirche zu träumen, wie sie sein könnte - sie muss ja nicht in allem so sein wie sie heute tatsächlich ist, vieles davon ist kulturell und historisch bedingt - geht es mir darum, im Folgenden der Frage nachzugehen, was denn unsere Hoffnung ausmacht und worin sie begründet ist.

Dazu ist es notwendig, die oberflächliche Betrachtung des Zustandes unserer Kirche zu durchstossen und in die Tiefendimension der Kirche vorstossen. Denn die Kirche ist ja nicht einfach mit soziologischen und psychologischen Kriterien zu verstehen und zu beurteilen. Sie ist auch nicht bloss eine Institution oder Organisation wie andere. Sie ist weit mehr: Für uns Christen ist die Kirche ein Glaubensgeheimnis; sie hat sakramentalen Charakter. Sie ist Volk Gottes, Gemeinschaft der Heiligen, paulinisch gesprochen „Tempel des Heiligen Geistes“ und „Leib Christi“. Diese spirituelle und mystische Dimension der Kirche wird allerdings nur im Glauben erfasst.

Beide Seiten der Kirche, die äussere, institutionelle und die innere, spirituelle Seite gehören zur einen Wirklichkeit der Kirche. Sie bedingen und ergänzen sich gegenseitig; sie stehen auch in einer inneren Spannung zueinander. Man darf sie nicht gegeneinander ausspielen. Schon Origenes hat von der Kirche als einer „casta meretrix“, einer „keuschen Hure“ gesprochen. Dieses Paradox ergibt sich aus der Tatsache, dass es sich bei der Kirche um eine Gemeinschaft von sündigen Menschen handelt und zugleich um eine heilige, von Gott her stammende Wirklichkeit. Hans Urs von Balthasar hat sich übrigens in einem Aufsatz ebenfalls dazu geäussert.

Wenn also von der Hoffnung die Rede sein soll, die uns in Bezug auf die Kirche erfüllt, dann kann es nicht nur und allein um die oben aufgeführten Anliegen gehen. Diesbezüglich könnte man in der Tat hin und wieder in Gefahr stehen, alle Hoffnung fahren zu lassen. Die Frage nach der Hoffnung der Christen geht wesentlich weiter und tiefer. Sie betrifft letzten Endes die Schöpfung als ganze und darin auch die Existenz des Menschen, des einzelnen wie der Menschheit überhaupt.

In der Konstitution „Gaudium et Spes“, „Freude und Hoffnung“ haben die Konzilsväter sich über die „Kirche in der Welt von heute“ geäussert und die Würzburger Synode hat 1973 mit ihrem Grundlagenpapier „Unsere Hoffnung“ Gedanken entwickelt, die auch heute noch gültig und bedenkenswert sind. Leider ist unsere Zeit so schnelllebig und manchmal auch so Geschichts-vergessen, dass es gut tut, sich an das zu erinnern, was oft in mühevoller Arbeit und in ernsthaften Diskussionen von Bischöfen, Theologen und engagierten Laien erarbeitet worden ist. Es liegen Schätze verborgen, die es wert sind, wieder ausgegraben und neu entdeckt zu werden. Dann staunt man manchmal darüber, was alles schon gedacht und gesagt worden ist. Wir brauchen nicht alles neu zu erfinden. Ich beziehe mich im Folgenden auf den Text „Unsere Hoffnung“ der Würzburger Synode.

Was wir hier versuchen, nämlich Rechenschaft über unsere Hoffnung zu geben, bezeichnet die Würzburger Synode als eine heute ganz besonders notwendige „Aufgabe der Kirche“. In der Einleitung heisst es: „Eine Kirche, die sich erneuern will, muss wissen, wer sie ist und wohin sie zielt. Nichts fordert so viel Treue wie lebendiger Wandel. Darum muss auch eine Synode, die der Reform dienen will, davon sprechen, wer wir als Christen und Glieder dieser Kirche sind und was allen Bemühungen um eine lebendige Kirche in unserer Zeit zugrunde liegt.“ Und weiter: „Wir müssen zusehen, dass über den vielen Einzelfragen ..., nicht jene Fragen unterschlagen werden, die unter uns selbst und in der Gesellschaft, in der wir leben, aufgebrochen sind ...: die Fragen nach dem Sinn des Christseins in dieser Zeit überhaupt ... Nur wenn unsere Kirche diese Fragen ... im Blick behält, wird sie den Eindruck vermeiden, als gäbe sie vielfach nur Antworten, die eigentlich gar nicht erfragt sind ... Nur so wird sie auch dem Vorurteil entgegenwirken, sie wolle durch letztlich müssige Reformen den Verlust an Sinn und Tröstungskraft des christlichen Glaubens überspielen ... Hier müssen wir von unserer im Glauben gegründeten Hoffnung selbst öffentlich reden; sie nämlich scheint vor allem herausgefordert ... So wollen wir von der tröstenden und provozierenden Kraft unserer Hoffnung sprechen – vor uns selbst, vor allen und für alle, die mit uns in der Gemeinschaft dieser Kirche leben, aber auch für alle, die sich schwer tun mit dieser Kirche, für die Bekümmerten und Enttäuschten, für die Verletzten und Verbitterten, für die Suchenden, die sich nicht mit dem drohenden Verdacht der Sinnlosigkeit des Lebens abgefunden haben und für

die deshalb auch Religion nicht von vornherein als durchschaute Illusion gilt, nicht als ein Restbestand früherer Kultur- und Entwicklungsstufen der Menschheit.“

Was aber ist Inhalt und Grund unserer Hoffnung?

Die Frage stellen, heisst sie beantworten. Wer oder was könnte denn sonst Inhalt und Grund unserer Hoffnung sein, wenn nicht Gott allein? Sein Name ist tief eingegraben in die Leidens- und Hoffnungsgeschichte der Menschheit. Und auch heute gilt: Der Gott unseres Glaubens ist der Grund unserer Hoffnung, nicht der Lückenbüsser für unsere Enttäuschungen. In dieser Hoffnung, die in Gott ihr Fundament hat, drückt sich eine Sehnsucht aus, die alle unsere Bedürfnisse übersteigt. Sie ist es, die in uns immer wieder neu den Hunger nach Sinn, das Dürsten nach Gerechtigkeit für die Lebenden und die Toten, die Gewesenen und die Kommenden weckt.

Für uns Christen ist Jesus Christus selbst unsere Hoffnung. In ihm hat sich der Gott unserer Hoffnung kundgetan. Gottes Wort ist in Jesus Christus Mensch geworden. In der glaubenden und vertrauenden Begegnung mit ihm lassen sich wichtige Impulse für ein Leben aus der Hoffnung gewinnen. Und es ist von entscheidender Bedeutung, dass diese Impulse das öffentliche Leben der Kirche ebenso prägen wie das Handeln der einzelnen Christen. Denn nur so kann der Zwiespalt überwunden werden, in dem heute nicht wenige von uns leben: Der Zwiespalt nämlich zwischen der Lebensorientierung an Jesus und der Lebensorientierung an eine Kirche, deren öffentliches Erscheinungsbild nicht hinreichend geprägt ist vom Geist Jesu.

Die Hoffnungsgeschichte unseres Glaubens ist in Jesu Auferweckung zu ihrem definitiven Höhepunkt gekommen. Allerdings: Ostern ohne Karfreitag gibt es nicht. Die Bedeutung des Leidens - nicht nur Jesu, sondern der ganzen Menschheit und ihrer Geschichte - erhält von Ostern her ein neues Gewicht, wird in einem neuen Licht gesehen. Der Tod weicht endgültig dem Leben, aber durch das Leid hindurch und nicht ohne es. Damit ist zwar die Theodizee-Frage nicht beantwortet, also die Frage wie ein gütiger Gott das Leid zulassen kann. Aber das Leid wird in einem neuen Zusammenhang gesehen, der es in den Glauben an den Auferstandenen integriert als „Hoffnung wider alle Hoffnung“. Im Blick auf Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, erhoffen wir auch für uns die Auferweckung der Toten.

Diese Hoffnung ist keine schön ersonnene Utopie; sie wurzelt im Zeugnis von Christi Auferstehung, das Anfang, Mitte und Gegenwart unserer christlichen Gemeinschaft bildet. Wir leben als Glaubende im Bewusstsein des jetzt gegenwärtigen, auferstandenen Christus. Und wir sind überzeugt davon, dass die Toten in Ewigkeit bei Gott leben. Die Hoffnung auf die Auferweckung der Toten macht uns frei. Sie stiftet uns dazu an, für andere da zu sein. Darin machen wir unsere Hoffnung anschaulich und lebendig. Darin erfahren wir uns und teilen uns mit als österliche Menschen. „Wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben hinüber geschritten sind, weil wir die Brüder lieben; wer nicht liebt, der bleibt im Tod.“ (1 Joh ,14).

Eng verbunden mit unserer Hoffnung auf die Auferweckung der Toten ist die christliche Hoffnung als Erwartung des endzeitlichen Gerichts Gottes über unsere Welt und ihre Geschichte. In der Botschaft vom Gottes-Gericht drückt sich ein verheissungsvoller Gedanke aus: Dass nämlich unser Richter zugleich unser Anwalt ist und dass der Sünder von Gott gerecht gesprochen wird.

Jesus Christus ist unser Erlöser, in dem uns Gottes Verzeihen nahe ist und der uns befreit von Schuld und Sünde. Dieses Bekenntnis unserer Hoffnung trifft auf eine Gesellschaft, die sich von dem Gedanken der Schuld selbst immer mehr freizumachen sucht. Wo aber keine Erlösungsbedürftigkeit mehr erfahren wird, geht auch die Rede von Erlösung ins Leere. Die Rede von „Schuld und Sünde“ ist heute für viele unserer Zeitgenossen schwer verständlich. Darin zeigt sich aber gerade, dass die Sünde blind macht und dass der sündige Mensch die eigen Verstrickung nicht mehr zu erkennen im Stande ist. Damit wird aber auch die ganze Thema der „Versöhnung“ obsolet. Der Christ dagegen hofft auf die Versöhnung mit sich, mit

anderen und mit Gott hoffen. Er hofft auch auf die Versöhnung der ganzen Menschheitsgeschichte. Denn er hofft auf den neuen Menschen, den neuen Himmel und die neue Erde in der Vollendung der Gottesherrschaft.

Wir können von diesem Reich Gottes nur in Bildern und Gleichnissen sprechen, so wie sie im Neuen und Alten Testament unserer Hoffnung, vor allem von Jesus selbst, erzählt und bezeugt sind. Diese Bilder und Gleichnisse vom grossen Frieden der Menschen und der Natur im Angesichte Gottes, von der einen Mahlgemeinschaft der Liebe, von der Heimat und vom Vater, vom Reich der Freiheit, der Versöhnung und der Gerechtigkeit, von den abgewischten Tränen und vom Lachen der Kinder Gottes sind unersetzbar. Diese Verheissungen des Reiches Gottes führen uns mitten in unsere Lebenswelt hinein - mit ihren je eigenen Zukunftsplänen und Utopien. An ihnen brechen und verdeutlichen sich diese Verheissungen, auch in unserer Zeit der Wissenschaft und Technik, der grossen sozialen und politischen Wandlungen. Die Würzburger Synode schreibt dazu - und ich erlaube mir, Ihnen einen längeren Abschnitt vorzutragen, der mir noch immer höchst aktuell erscheint:

„War unser öffentliches Bewusstsein nicht zu lange von einem naiven Entwicklungsoptimismus durchstimmt? Von der Bereitschaft, sich widerstandslos einem vermeintlichen Stufengang im Fortschritt von Aufklärung und technologischer Zivilisation zu überlassen und darin auch unsere Hoffnung zu verbrauchen? Heute scheint der Traum von einer schrankenlosen Herrschaft über die Natur im Interesse einer ebenso unbegrenzt vermehrbaren Bedürfnisfindung wie Bedürfnisbefriedigung langsam ausgeträumt. Zugleich spüren wir deutlicher die Fragwürdigkeit und geheime Verheissungslosigkeit, die in einer rein technokratisch geplanten und gesteuerten Zukunft der Menschheit steckt. Schafft sie wirklich einen „neuen Menschen“? Den Menschen mit vorfabrizierten Lebensmustern, mit nivellierten Träumen, eingemauert in eine überraschungsfreie Computergesellschaft, erfolgreich eingefügt in die anonymen Zwänge und Mechanismen einer von fühlloser Rationalität konstruierten Welt? ...Und zeigt sich nicht auch immer deutlicher im Schicksal der einzelnen, dass diese „neue Welt“ innere Leere, Angst und Flucht erzeugt? Müssen nicht Sexualisierung, Alkoholismus, Drogenkonsum als Signale verstanden werden? Deuten sie nicht eine Sehnsucht nach Zuwendung, ja einen Hunger nach Liebe an, die eben nicht durch Verheissungen der Technik und der Ökonomie gestillt werden können? Diese Fragen wenden sich keineswegs gegen Wissenschaft und Technik und wollen deren besondere Bedeutung für die Gestaltung einer menschenwürdigen Lebenswelt nicht antasten. Sie richten sich nur gegen einen Verheissungsglauben an Wissenschaft und Technik, der viele unterschwellig bestimmt, ihr Bewusstsein gefangen hält, und es so erblinden lässt für die ursprüngliche Verheissungskraft unserer Hoffnung und für die Leuchtkraft der Bilder und Gleichnisse vom Reich Gottes und von der neuen Menschheit in ihm.

Und der Synodentext fährt fort, indem er hinweist auf die konkreten Implikationen der christlichen Hoffnung für die Gestaltung auch schon unserer Welt hier und heute:

„Gewiss ist das christliche Hoffnungsbild vom neuen Menschen im Reich Gottes tief hinein verwoben in jene Zukunftsbilder, die die politischen und sozialen Freiheits- und Befreiungsgeschichten der Neuzeit bewegt haben und bewegen; es kann und darf von ihnen auch nicht beliebig abgelöst werden. Denn die Verheissungen des Reiches Gottes sind nicht gleichgültig gegen das Grauen und den Terror irdischer Ungerechtigkeit und Unfreiheit, die das Antlitz des Menschen zerstören. Die Hoffnung auf diese Verheissung weckt in uns und fordert von uns eine gesellschaftskritische Freiheit und Verantwortung... Wo die Unterdrückung und Not sich ins Weltweite steigern, muss diese praktische Verantwortung unserer Hoffnung auf die Vollendung des Reiches Gottes auch ihre privaten und nachbarschaftlichen Grenzen verlassen können. Das Reich Gottes ist nicht indifferent gegenüber den Welthandelspreisen! Dennoch sind seine Verheissungen nicht etwa identisch mit dem Inhalt jener sozialen und politischen Utopien, die einen neuen Menschen und eine neue Erde, eine geglückte Vollendung der Menschheit als Resultat gesellschaftlich-geschichtlicher Kämpfe und Prozesse erwarten und anzielen.

Unsere Hoffnung erwartet eine Vollendung der Menschheit aus der verwandelnden Macht Gottes, als endzeitliches Ereignis, dessen Zukunft für uns in Jesus Christus bereits unwider-
rücklich begonnen hat. ... Dieses christliche Hoffnungsbild von der Zukunft der Menschheit
entrückt uns nicht illusionär den Kämpfen unserer menschlichen Geschichte ... Der Realis-
mus unseres Reich-Gottes-Gedankens lähmt nicht unser Interesse am konkreten individuel-
len und gesellschaftlichen Leiden. Er kritisiert nur jene Säkularisierungen unserer christlichen
Hoffnung, die die Reich-Gottes-Botschaft selbst völlig preisgeben, aber auf die über-
schwänglichen Mass-Stäbe, die diese Botschaft für die Menschen und ihre Zukunft gesetzt
hat, nicht verzichten möchte.“

Unsere Hoffnung also setzt den Glauben an die Welt als Schöpfung Gottes voraus. In der
Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde, auf die Vollendung also, kommt unser
Schöpfungsglaube an sein Ziel. Unsere Zustimmungsbereitschaft zur Welt, die in unserer
Hoffnung steckt, bedeutet aber keineswegs eine kritiklose Bejahung der bestehenden Zu-
stände und Verhältnisse. Sie macht uns vielmehr empfänglich für die Wehen der Schöpfung,
für das Seufzen der Kreatur.

Doch nun zurück zur Kirche! Von ihr sind wir ausgegangen. Ist sie nicht - auf dem Hinter-
grund des eben dargelegten - die Hoffnungsgemeinschaft par excellence?

Zwar ist die Kirche nicht, wie man früher vermeintlich behauptet hat, schon das Reich Gottes
selbst. Aber dieses ist in ihr anfanghaft gegenwärtig. Deshalb ist sie auch nicht bloss eine
reine Gesinnungsgemeinschaft, kein zukunftsorientierter Interessenverband. Sie gründet im
Christusereignis. Der Heilige Geist ist der lebendige Grund ihrer Einheit. Er ist die innerste
Kraft unserer Zuversicht: Christus in uns. Deshalb ist die Hoffnungsgemeinschaft unserer
Kirche kein Verein, der sich selbst immer neu zur Disposition stellen könnte; sie ist in ihrer
Gemeinschaftsform ein Volk, pilgerndes Gottesvolk, das sich dadurch identifiziert und aus-
weist, dass es seine Geschichte als Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen erkennt, da-
von erzählt, sie im Gottesdienst feiert und von ihr her zu leben versucht.

Unsere Hoffnung als Christen hat nichts zu tun mit einer vagen Zuversicht, ist kein blosser
Daseinsoptimismus. Sie ist auch nie nur quasi egoistische Hoffnung für mich selbst, sondern
hat stets gemeinschaftlichen Charakter. Erst wo unsere Hoffnung für die anderen mit-hofft,
wo sie also unversehens die Gestalt und die Bewegung der Liebe und der Communio an-
nimmt, hört sie auf, klein und ängstlich zu sein. So können sich aus gelebter Hoffnung immer
wieder lebendige Formen kirchlicher Gemeinschaft entfalten, und andererseits kann erfahre-
ne kirchliche Gemeinschaft stets neu zum Ort werden, an dem lebendige Hoffnung stark
wird.

Sie sehen jetzt schon, wie die drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, auf
die ich noch zu sprechen komme, für unser Thema in ihrem inneren Zusammenhang grund-
legend und wichtig sind. Angst und Kleinmut sind immer schlechte Ratgeber. Auf der Grund-
lage eines lebendigen, vertrauenden Glaubens und einer daraus erwachsenden konkreten
Liebe kann die Hoffnung für uns zu einem Lebenselixier werden, das gerade auch Situatio-
nen der scheinbaren Hoffnungslosigkeit aushalten lässt und darüber hinaus uns nicht in Ver-
zweiflung fallen, sondern Schwierigkeiten mutig und zuversichtlich angehen lässt.

Das, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist der Grund, im Blick auf Welt und Gesell-
schaft im Allgemeinen und auf unsere Kirche im Besonderen nicht alle Hoffnung fahren zu
lassen, sondern eben „wider alle Hoffnung zu hoffen“ und so Rechenschaft abzulegen von
der Hoffnung, die uns erfüllt.

Ich habe Ihnen zu Beginn meiner Ausführungen ein paar Eindrücke mitgeteilt, die ich als
Provinzial der Schweizer Jesuiten auf meinen zahlreichen Reisen machen durfte und bei
denen ich ganz unterschiedliche Erfahrungen kirchlichen Lebens gesammelt habe. Diese

Erfahrungen haben mir den Horizont eröffnet für die Vielfalt der Kirche in unserer Welt. Sie haben aber auch - und das muss hier ebenfalls gesagt sein - manches relativiert, das bei uns als extrem wichtig angesehen wird. Das hängt u. a. auch damit zusammen, dass wir im Blick auf uns selber und unsere Kirche hier allzu sehr umgetrieben sind von der Sorge um uns selbst und um unsere Selbsterhaltung. Manchmal frage ich mich - gerade auch als Dekan und Pastoralraumleiter – ob wir nicht andere Sorgen haben müssten als ängstlich auf uns zu schauen und unsere Wunden zu lecken. Nicht wahr, wir klagen doch im Grunde auf einem sehr hohen Niveau! D.h. nicht, dass ich die Probleme unserer Kirche einfach unter den Tisch wischen möchte; im Gegenteil, ich möchte mithelfen, sie - sofern es an uns liegt - zu lösen. Zugleich aber will uns darf ich darauf vertrauen und darauf hoffen, dass nicht alles in unseren Händen liegt und dass Gottes Geist weht wo er will.

Lass Sie mich schliessen mit einem Zitat aus dem Römerbrief. Paulus schreibt: „Gerecht gemacht aus Glauben heben wir Frieden mit Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn. Durch ihn haben wir auch den Zugang zu der Gnade erhalten, in der wir stehen, und rühmen uns unserer Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes. Mehr noch, wir rühmen uns ebenso unserer Bedrängnis; denn wir wissen: Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Röm 5,1-5).

Hoffnung wider alle Hoffnung

Beilage 2

Herausforderung an die Kirche heute

P. Dr. Hansruedi Kleiber SJ

Samstag, 2. April 2011

Zweiter Teil

Glaube, Liebe Hoffnung – die theologischen Tugenden als Antwort auf die Herausforderung der heutigen Zeit

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Meine vorhergehenden Ausführungen habe ich mit einem Zitat aus dem Römerbrief des Apostels Paulus (Röm 5,1-5) beendet. Ich habe dieses Zitat mit Bedacht ausgewählt. Sie erinnern sich an den letzten Satz:

„Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“

Bei meinem eigenen Suchen und Fragen nach dem, was uns Not tut in unserer aktuellen Situation bin ich auf die sog. „theologischen Tugenden“ gestossen: Glaube, Liebe Hoffnung. Es sind dies nicht - wie fälschlicher-weise in der Einladung zu unserer Tagung angegeben - die sog. „Kardinaltugenden“, zu denen man Klugheit, Gerechtigkeit, Starkmut, Mässigkeit zählt. Es geht mir im Folgenden nicht um eine Darlegung einer „theologischen Tugendlehre“. Diese kann man anderswo, z.B. bei Karl Rahner studieren. Ich möchte vielmehr aufzeigen, inwiefern eben diese drei: Glaube, Liebe Hoffnung für unser Thema von entscheidender Bedeutung sind. Beginnen wir mit dem

Glauben

Wenn wir realistisch die Situation unserer Kirche betrachten, müssen wir zugeben: Sie befindet sich in einer Krise. Diese Krise hat nicht erst gestern begonnen, sondern vor Jahrzehnten. Der Freiburger Historiker Urs Allematt hat sich eingehend mit der Geschichte des Katholizismus in der Schweiz befasst. Er beschreibt den langsamen, aber unaufhaltsamen Prozess der Auflösung des Katholischen Milieus in unserem Land. Wir erleben zurzeit wahrscheinlich die letzte Phase dieses Prozesses. Die Kirche wird immer mehr marginalisiert, sie wird ins Private abgedrängt. „Bedrängnis“ heisst das Stichwort. Eine gewisse Zeit konnte man noch von „Gesund schrumpfen“ sprechen und sich damit Mut zusprechen. Später hat man gesagt die Volkskirche sei am Verschwinden; das bewusste Entscheidungschristentum sei heute gefragt. Inzwischen habe ich Artikel gelesen, wie z. B. in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“, mit dem Titel „Die Kirche stirbt“. Dort ist vom „Ausbluten“ der Kirche die Rede. Hans Küng hat eben sein neuestes Buch veröffentlicht mit dem Titel „Ist die Kirche noch zu retten?“ (München 2011) und der bekannte Schweizer Soziologe Franz-Xaver Kaufmann, hat sein Buch „Kirchenkrise - Wie überlebt das Christentum?“, das er vor schon 10 Jahren herausgegeben hatte, neu überarbeitet und mit zusätzlichen Überlegungen zur aktuellen Lage neu herausgegeben.

Wenn Sie die Situation der Kirche in Basel-Stadt betrachten, stellen Sie fest: Bis in die Mitte der 70-Jahre zählte die römisch-katholische Kirchengemeinde etwas über 90'000 Mitglieder. Heute sind es noch knapp 30'000. In der evangelisch-reformierten Kirche lässt sich eine ähn-

liche Entwicklung ausmachen. Das ist die Lage der Kirche nicht nur in der Schweiz, sondern in allen ehemals christlich geprägten Ländern Westeuropas. Im vergangenen Jahr haben mehrere hundert Tausend Katholiken die Kirche in der Bundesrepublik Deutschland verlassen. Der Missbrauchs-Skandal hat dazu wesentlich beigetragen.

Die Gründe für diese Entwicklung sind mannigfaltig. Wir stehen noch immer in einer Phase der sog. Aufklärung, einer Frucht der europäischen Philosophie und Geistesgeschichte. Zudem haben die Naturwissenschaften und ihre Anwendung in der Technik Denken und Lebensgefühl des modernen Menschen wesentlich geprägt und verändert. Dazu kommt die Tatsache dass unsere Gesellschaft immer pluralistischer und multikultureller und damit auch multireligiöser geworden ist.

Es gibt nicht mehr nur noch eine Religion, sondern viele, die untereinander in Konkurrenz stehen. Weltanschauung existiert heute nicht mehr einfach im Singular, sondern im Plural. Die Säkularisierung, d.h. die Autonomie der Weltbereiche in einer ausdifferenzierten, immer individualisierteren Gesellschaft, hat voll durchgeschlagen. Da hat es die Kirche schwer. Da steht sie notwendigerweise in der Krise, ganz abgesehen von den Missbrauchs- und anderen Skandalen. Und ich verstehe das Wort „Krise“ nicht einfach im Sinne einer aussichtslosen Lage, sondern im ursprünglichen Sinn: Es geht um Unterscheidung.

Schon 1935 hat Romano Guardini einen seiner Sammelbände mit dem Titel überschrieben: „Unterscheidung des Christlichen“. Es geht in der Tat um die kirchlich-christliche Identität. Es geht um die Frage „Wer ist ein Christ?“ und: „Warum bin **ich** Christ?“ Warum rechne ich mich der Kirche zugehörig? – Damit stellt sich letztlich die Frage nach dem **Glauben**. Nach dem christlichen Glauben, der heute alles andere als selbstverständlich ist. Er wird im Gegenteil angefochten und in Frage gestellt. Und es erstaunt nicht, dass in dieser Situation manche nicht mehr so recht wissen, wo sie denn in und mit ihrem Glauben stehen. Die Unsicherheit ist allgegenwärtig. Das betrifft zu einem grossen Teil die Glaubensinhalte, also das, was wir als „Dogma“ bezeichnen.

„Dogma“ und „dogmatisch“ sind heute Begriffe, die sogleich Abwehr und Kopfschütteln provozieren. Es ist uns nicht gelungen, in Katechese und Erwachsenenbildung, in der Verkündigung ganz allgemein, die Inhalte des Dogmas so plausibel und verständlich zu vermitteln, dass die Menschen verstehen können, worum es in Grunde beim Glauben geht. Es betrifft aber auch die eigentliche Glaubenshaltung, d.h. nicht ein „Für-wahr-Halten“ irgendwelcher Glaubenssätze, sondern ein Vertrauen, das weiss, wem es vertraut, das aus geliebter Erfahrung heraus vertraut und zu glauben versucht.

In den 70er Jahren hat der Theologe Karl Rahner den immer wieder zitierten Satz formuliert: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht (mehr) sein.“ M. a. W. der Glaube braucht eine solide Basis, ein festes tragfähiges Fundament und er findet dieses Fundament nicht in einer Ideologie, in einem intellektuellen Überbau, sondern einzig und allein in einer persönlichen Erfahrung. Heute sagt man dazu „Spiritualität“. Das ist ein weiter und auch irgendwie schillernder Begriff. Er ist in Mode gekommen und in aller Leute Mund. Ist es nicht interessant festzustellen, dass wenn ich einen Vortrag ankündige zum Thema „Der dreifaltige Gott“ der Saal mit grösster Wahrscheinlichkeit leer bleibt. Wenn ich hingegen zum Thema „Spiritualität für Manager“ spreche, bleibt kein Stuhl frei. Da zeigt sich: Der Mensch - und auch der heutige moderne Mensch - ist eben doch religiös ansprechbar, ja mehr noch: Er ist auf der Suche, auf der Suche nach einer lebberen Spiritualität.

Nebenbei gesagt: Es ist ja schon erstaunlich, was z.B. in ehemals katholischen Buchhandlungen heute alles angeboten wird. Neben Esoterik aller Art und anderen, vor allem östlichen Religionen, finden Sie kaum mehr solide theologische oder geistliche Literatur; mit Ausnahme vielleicht von 1m 20 der Schriften und Traktätchen des Benediktinermönchs Anselm Grün... Er scheint eine Marktlücke entdeckt zu haben... Der Mensch auf der Suche... auf der Suche nach Erfahrung. Nun ist die sog. „religiöse Erfahrung“ alles andere als eindeutig

und klar definierbar, und vor allem: sie hat nicht notwendigerweise mit dem Glauben zu tun. Viele Suchende meinen, im Schnellverfahren zu einer solchen Erfahrung zu gelangen. Gerade ein Denker wie Guardini, der sich ein Leben lang mit der Frage nach der religiösen Erfahrung auseinandergesetzt hat, machte darauf aufmerksam, dass ein Schwinden der religiösen Erfahrung festzustellen sei und dass der Glaube sich als „nackter“ Glaube sozusagen, d.h. als Gehorsam und Treue zu bewähren haben werde. Damit ist natürlich nichts gesagt über das Thema „Mystik“, über jene Gotteserfahrung und Gottesliebe und über die Christus-Mystik, die in der Tradition des Christentums eine so wichtige Rolle spielt, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann.

Dass auch und gerade der heutige Mensch, der mit einem reichen Sinnangebot und sich konkurrenzierenden Religionen und religiösen Praktiken, Meditationsmethoden usw. konfrontiert ist, sucht und fragt, ist nur natürlich.

Und hier scheint mir der Ansatzpunkt zu liegen, an dem wir anknüpfen können. Hier kann der Glaube Humus finden, auf dem er wachsen und gedeihen kann. Die Sehnsucht des Menschen nach Orientierung, nach Sinn und Erfüllung, sein Suchen und Fragen, sein Bedürfnis nach Beheimatung und Harmonie mit sich, den Mitmenschen und der Schöpfung überhaupt, all das - und letztlich seine Offenheit, sein Transzendenzbezug... sind die Bedingung der Möglichkeit einer Haltung des Vertrauens, des Glaubens.

Der Glaube ist ja Antwort, Antwort auf das, was sich von Gott her eröffnet, was sich zeigt, was offenbar wird. Es zu entdecken, es in seiner Bedeutung für mich zu erfassen... es anzunehmen und daraus Kraft zu schöpfen... darum geht es. Und da ist wiederum die Kirche gefordert. Denn das ist ihre erste Aufgabe: Die Botschaft zu verkünden. Und dies nicht bloss in Worten, sondern auch und vor allem im Dasein für die Menschen.

Denn der Glaube kommt zwar - nach Paulus - vom Hören, er muss sich aber auch zeigen und als glaubwürdig erweisen in der Tat, in der gelebten Caritas, in der Liebe. Wir können nicht das eine vom anderen trennen. Beides gehört ganz wesentlich zusammen. Das Glaubenszeugnis muss glaubhaft sein. Darum leuchten auch die grossen Gestalten der Kirche vor allem durch ihr Engagement für die Menschen: Eine Mutter Teresa von Kalkutta, ein Johannes XXIII., ein Frère Roger um nur die Bekanntesten des vergangenen Jahrhunderts zu nennen. Sie werden anerkannt und geachtet, von Gläubigen und von Agnostikern oder Atheisten, von Kirchnahen und Kirchenfernen. Ihre Echtheit, ihre Authentizität spricht für sich und für sie. Sie brauchen keine andere Legitimation als die ihrer offenkundigen, konkreten und überzeugend gelebten Nächstenliebe. Sie erwächst aus dem Glauben, aus der Beziehung mit Jesus Christus. Von ihm her wird sie ermöglicht, bleibt lebendig und trägt Frucht. Wir können als Christen Jesus nicht trennen vom Glauben an Gott und auch nicht von der Kirche. „Jesus ja - Kirche nein“ - der Slogan der 70-er Jahre hat ausgedient. Er war wohl auch nur insofern ernst zu nehmen als er zu Recht darauf hinweisen wollte, dass die Kirche sich immer an Jesus und am Evangelium auszurichten hat und dass sie da und dort in Gefahr steht, das schlicht und einfach zu vergessen.

Später hat man überspitzt formuliert: „Gott ja – Jesus? Wer ist das?“. Heute ist auch der Gottesglaube keine Selbstverständlichkeit, vor allem der Glaube an einen personalen Gott, wie ihn das Christentum bezeugt, wird oft in Frage gestellt. Ganz zu Schweigen vom trinitarischen Gottesverständnis und damit auch von der Gottes-Sohnschaft Jesu. Es ist hier nicht der Ort, darauf genauer einzugehen. Beachtenswert ist, dass der erste Teil des Jesus-Buches von Benedikt XVI. ein derartiger Bestseller geworden ist. Der zweite Teil ist eben erst erschienen.

Der Glaube, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist beides zugleich: Der Glaube der Kirche, der Glaubensgemeinschaft, und mein je ganz persönlicher Glaube. Er ist lebendig, kann wachsen und stark werden, er kann aber auch absterben. Es handelt sich um eine Beziehung, die gepflegt werden muss. Wenn Sie erlauben, hilft eine etymologische Feststel-

lung: Im lateinischen „credere – glauben“. „credo – ich glaube“ steckt das Wort „Cor - Herz“ und „dare - geben“. „Credo“ heisst also: „Ich gebe mein Herz“, ich vertraue. Sie wissen, dass in unserem Leben ohne Vertrauen kaum etwas möglich ist. Sogar in der Geschäftswelt! Das hat uns die letzte Finanzkrise eben wieder deutlich vorgeführt. Schon lange ist nicht mehr so viel von „Vertrauen“ die Rede gewesen wie in den letzten zwei, drei Jahren. Im zwischenmenschlichen Bereich ist das Vertrauen noch wesentlich bedeutsamer, und zwar von der Wiege bis zur Bahre. Und erst recht in Bezug auf die spirituelle Dimension unserer Existenz, im Verhältnis zu jener Wirklichkeit, die uns unendlich übersteigt, die in und über uns ist, ohne die wir - und auch sonst nichts - nicht sein könnten, und von der Pater Karl Rahner, am Ende seines Lebens, das er ganz dem Nachdenken über Gott, der Theologie, gewidmet hatte, sagen musste: Er ist das unendliche, unergründliche, unsagbar tiefe Geheimnis.

Der Glaube ist, das hat die Theologie immer wieder betont, Geschenk, Gnade und auch eine theologische Tugend. Keiner glaubt, wenn er nicht glauben will oder zumindest das Verlangen, den Wunsch danach hat, glauben zu können.

Im Glauben Beheimatung finden zu dürfen, ein festes, solides Fundament, eine Hilfe für das Leben, eine Erklärung für Sinn und Ziel, ist ein Glück. Nicht orientierungslos auf dem Jahrmarkt der Weltanschauungen und Ideologien frei flotieren, nicht wie ein Fähnchen im Wind flattern zu müssen, sondern einen Standpunkt gewinnen, von dem aus alles in einem neuen Licht gesehen werden kann, Kriterien an der Hand zu haben, mit Hilfe derer wir die Dinge beurteilen können... darum geht es. Und letztlich auch um die begründete Hoffnung und die Überzeugung der endgültigen Gerettetheit der ganzen Schöpfung und darin auch der ganzen Menschheit und meiner selbst.

Dass dabei immer wieder auch Fragen, ja Zweifel auftreten können, wer wollte es bestreiten? Der Konvertit und spätere Kardinal John Henri Newman hat dazu einmal gesagt: „Glauben heisst: Zweifel tragen können.“ Oder anders gesagt, nicht verzweifeln müssen. Ich darf als Glaubende und Glaubender im Gegenteil hoffen, auch „wider alle Hoffnung“. Mir persönlich scheint, dass wir heute unseres Glaubens viel zu wenig froh sind, dass wir viel zu wenig dafür danken, dass die befreiende Wirkung des Glaubens nach aussen viel zu wenig spürbar ist ... dass vielmehr eine quasi verbissene Haltung des „jetzt erst recht“ um sich greift. Die Fröhlichkeit des Glaubens, der christliche Optimismus, sind sie nicht Antwort auf die Herausforderung unserer Zeit? Eben gerade weil sie nicht dem Mainstream folgern, nicht mit den Wölfen heulen, sondern darauf vertrauen: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, werde Hohes noch Tiefes noch irgendein anderes Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,38). Damit komme ich zur

Liebe

„Deus caritas est“ – hat Papst Benedikt seine erste Enzyklika von 2005 betitelt. Der Philosoph Josef Piper hat einmal ein lesenswertes Buch über die Liebe herausgegeben (1972). Jesus selber hat auf die Frage: Welches Gebot im Gesetz das Wichtigste sei, geantwortet, Sie wissen es: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken. Das ist das erste und wichtigste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mt 22,36-39).

Jesus trifft hier eine Unterscheidung zwischen „erstem“ und „zweitem“ Gebot, stellt aber beide in ihrer Wichtigkeit und Wertigkeit gleich. M. a. W. Die Befolgung dieser Gebote ist nur in der Einheit beider möglich. Es kann für Jesus keine Gottesliebe ohne Nächstenliebe geben. Beides bedingt und trägt sich gegenseitig. Diese Einheit zu finden und ins Handeln umzusetzen, eben darin besteht die Kunst des Christseins.

Immer schon gab und gibt es in der Kirche Trends zu Einseitigkeiten: Einerseits der Rückzug in die Frömmigkeit, in die Innerlichkeit ohne konkrete politische Verantwortung, andererseits das Vorpreschen in politische Aktivitäten ohne das Fundament einer gelebten Beziehung zu Gott. Christlich ist beides nicht. Weder ein stilles, beruhigtes Verweilen beim Gebot der Gottesliebe, noch ein schnelles Überspringen dieses Gebots, um möglichst bald „zur Sache„ zu kommen, sprich: zum politischen oder sozialen Engagement.

Es ist die im Glauben erkannte Liebe, die Gott zu uns Menschen hat und die sich uns in der Person und in der Geschichte Jesu Christi manifestiert hat, die uns ergreift, verwandelt und befähigt, selber zu liebenden Geschöpfen zu werden. In Caritas und Agape erweist sich die „Grundkonzeption“ des christlichen Lebens. Eines allerdings ist es, darüber zu reden, ein anderes, die Liebe auch tatsächlich zu leben. Von vielen Aussenstehenden wird unsere Religion als **die** Religion der **Liebe** par excellence bezeichnet, zumindest in ihrem Auftrag und in ihrem Anspruch.

Deshalb auch werden wir Christen daran gemessen und beurteilt. Wir stehen sozusagen im Rampenlicht. Unsere Geschichte, die Geschichte des Christentums und der Kirche, die ja ganz offensichtlich in vielem nicht dem Anspruch entspricht, sondern im Gegenteil durch viele Jahrhunderte hindurch ein veritables Gegenzeugnis gegeben hat, tragen wir bis heute mit als ein belastendes und beschämendes Erbe. Diese, unsere Geschichte wird uns bis in unsere Tage vorgehalten, bis zum Überdruß - Sie kennen die immer gleichen Themen, angefangen bei den Kreuzzügen über die Inquisition und die Hexen-Verbrennungen bis zu Galileo Galilei und so weiter und so fort - aber vielleicht doch nicht ganz zu Unrecht.

Wir Heutigen können zwar nichts dafür. Aber wenn andere uns den Spiegel unserer Geschichte vorhalten, kann das zumindest eine heilende und bewahrende Wirkung haben: „Heilend“, weil Versöhnung angesagt ist und „bewahrend“, weil wir nicht wieder dieselben Fehler machen sollen, sondern aus der Geschichte lernen können.

Das Thema „Liebe“ ist schwierig und vielfältig. Sie können in Herders Theologischem Taschenlexikon den ausführlichen Artikel dazu von Karl Rahner studieren. Sie können aber auch ganz einfach im Neuen Testament z.B. den ersten Johannesbrief lesen und meditieren. Sie können sich aber auch mit Jesus befassen. Denn von ihm bekennen wir, dass er uns die Liebe Gottes offenbart hat, dass sie in ihm sichtbar wird. Und dass er uns einlädt, in seiner Nachfolge selber - wie schon gesagt - zu liebenden Menschen zu werden.

Wenn wir unsere Welt betrachten, sei es im Grossen oder im Kleinen, im Mit- und Gegen-einander der Völker und Nationen, der Rassen und Kulturen, der Ideologien und gesellschafts-politischen und wirtschaftlichen Modellen... oder aber im ganz persönlichen und privaten Bereich... Überall stellen wir fest: Da stehen unterschiedlichste Kräfte einander gegenüber, gegensätzliche Interessen, Egoismen, da wird um Einfluss und Macht gerungen... sehr oft auf Kosten anderer. Ich brauche Ihnen das nicht weiter zu schildern. Wir bekommen es tagtäglich durch die Medien serviert, sind sogar selber involviert... und wissen um unsere kalte, berechnende, hartherzige, gierige und lieblose Welt.

Wir wissen aber auch um die tiefe Sehnsucht im Menschen nach Glück und Frieden, nach Harmonie und Liebe. Das steckt tief im Menschen. Und auch hier sehe ich - wie schon bei der Suche des Menschen nach Sinn - eine Chance und Ansatzpunkte. Gegen eine echte und glaubhaft gelebte Liebe gibt es keine Argumente. Wenn Jesus am Jordan bei der Taufe durch Johannes das Wort empfängt: „Du bist mein geliebter Sohn“... und wir selber als Kinder Gottes in dieser Welt leben dürfen... und also selber auch Gottes geliebte Söhne und Töchter sind, weil die „Liebe Gottes in unsere Herzen ausgegossen ist durch den Hl. Geist“, dann liegt darin eine grossartige Möglichkeit und eine unauslöschbare Hoffnung. Sagen wir nicht, die Liebe sei stark wie der Tod? Im Glauben an Gott geht sie über den Tod hinaus.

Gottes Liebe ist stärker als der Tod. Das bekennen wir an Ostern. Und wir sind eingeladen, auf diese Liebe zu antworten, nicht mit Worten bloss, sondern mit allem was wir sind und haben, mit unserem konkret gelebten Leben. Wenn wir das tun, davon bin ich überzeugt, dann wird dieses Leben auch seine Früchte tragen, es wird ausstrahlen auf andere, es wird ein glaubhaftes Zeugnis von Gott geben. Der Christ ist ein Liebender oder er ist nicht. Was für ein unglaubliches Potential, meine Damen und Herren, liegt darin! Was für eine umwerfende Antwort auf all das, was in unserer Welt und Gesellschaft der Liebe entgegensteht. Wenn wir sie nur tatsächlich üben würden ...

Letztlich geht es darum, dass wir erkennen, was Johannes immer wieder betont: „Nicht wir haben Gott geliebt, sondern er hat uns zuerst geliebt“. Unsere Liebe ist Antwort auf seine Liebe. Sie kennen die wunderschönen Formulierungen des Apostels Paulus im 1. Korintherbrief, 13. Kapitel, über die Liebe: „Die Liebe glaubt alles, die Liebe hofft alles... sie hört niemals auf.“ Und damit bin ich wieder und noch einmal bei der Hoffnung angekommen.

Glaube, Liebe, Hoffnung... diese drei - Grundhaltungen, Tugenden auch, sind - das ist meine Überzeugung - für uns, für jedes Kirchenmitglied und für die Glaubensgemeinschaft als ganze notwendig, um einen Prozess der Revitalisierung, der Heilung und der Erneuerung der Kirche einzuleiten. Es kommt darauf an, dass sie glaubhaft und überzeugend gelebt werden. Nur so entgehen sie der Gefahr, bloss Lippenbekenntnisse und damit an der Oberfläche zu bleiben. Eine Erneuerung der Kirche muss von der Tiefe her erwachsen. Romano Guardini hat schon 1922 eine kleine Schrift publiziert mit dem Titel „Vom Sinn der Kirche“ Der erste Satz „Die Kirche erwacht in den Seelen“...wurde berühmt und hatte eine grosse Breitenwirkung. Es war eine andere Zeit, gewiss. Heute würde man formulieren; „Wir sind Kirche“ ...

Mir scheint, dass nicht eine Pflästerchenpolitik die richtige Therapie für den Patienten „Kirche“ sein kann, nicht eine Selbsttherapie das richtige Rezept ist, sondern, dass sich die Kirche selber heilen lassen muss. M. a. W. dass sie sich nicht selbst erlösen kann, sondern, dass sie erlöst werden muss, dass sie sich die Erlösung schenken lassen muss. Sie hat sich zu öffnen auf Gottes Gnade hin. Er schenkt Heilung und Versöhnung. Wir retten die Kirche nicht! Sie muss von innen her neu werden. Sie muss sich öffnen und Gottes Geist wirken lassen. „Lösch den Geist nicht aus!“ Diese Mahnung des Apostels gilt uns heute ganz besonders. Wenn wir unsere Situation ehrlich und angstfrei analysieren und uns öffnen, für das, was uns der Geist zu sagen hat - eben gerade auch durch die konkreten Gegebenheiten (das war während des Zweiten Vatikanums offensichtlich der Fall), dann wird vieles möglich, von dem wir heute nur träumen können. Vergessen wir nicht: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Röm 5) Darauf dürfen wir vertrauen, das dürfen wir glauben. Darin hat unsere Hoffnung ihr Fundament.

Noch einmal zur **Hoffnung**:

Es zeigt sich, dass Glaube, Liebe und Hoffnung im Grunde nicht voneinander getrennt werden können, sondern eng zusammengehören. Es geht bei der christlichen Hoffnung eben nicht bloss - wie etwa beim marxistischen Philosophen Ernst Bloch - um das „Prinzip Hoffnung“ als treibendes Stimulans aller menschlichen Initiative, es geht auch nicht um irgendeine Utopie oder gar um blosser Vertröstung. Die christliche Hoffnung ist eine begründete Hoffnung, die auf der Geschichte und der Person Jesu Christi gründet. Da ist das Fundament und sonst nirgends.

Wir leben als Christen in der Spannung des „Schon“ im Sinne des endgültigen Gerettet-Seins und strecken uns aus auf das „Noch Nicht“ als die von Gott gewirkte Vollendung. Auf die Kirche bezogen heisst das: Ich weiss, dass sie nicht eine „societas perfecta“ ist, sondern eine geschichtliche Wirklichkeit, die sich stets verändert. Ja, dass sie sich verändern muss, wenn sie ihrem Auftrag treu bleiben will und dass sie immer wieder in Gefahr steht, zu verkrusten und versteinern. ... Bei aller Unzulänglichkeit der Kirche weiss ich aber auch, dass

sie unterwegs ist, und dass ihre konkrete Erscheinung nicht so sein muss und so bleiben darf wie sie sich heute präsentiert.

Dabei müssen wir uns auch bewusst sein, dass bei allen Schwierigkeiten, mit denen das Christentum und die Kirche heute zu kämpfen haben, weltlicher Erfolg nie eine Kategorie des Evangeliums war und sein kann. Und auch der Blick zurück auf anscheinend „bessere Zeiten“ ist trügerisch. Ich nehme die Analysen eines Soziologen wie Franz-Xaver Kaufmann ernst. Sie verheissen nichts Gutes, wenn es bloss darum gehen sollte, die Kirche wie wir sie gekannt haben und noch kennen in die Zukunft hinüber zu retten. Kaufmanns Analysen scheinen mir allerdings objektiver und weniger von persönlichen Animositäten geprägt als etwa jene von Hans Küng, auch wenn ich dessen Anliegen in vielem teile.

Schon in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts sind Bücher erschienen mit dem Titel „Warum ich in der Kirche bleibe“... Theologen wie Küng, aber auch Balthasar und andere haben sich dazu geäußert. Die Situation hat sich in der Zwischenzeit verschärft. Nicht bloss weil die Gesellschaft sich verändert hat und zunehmend kirchenkritischer geworden ist, sondern weil die Kirche selbst mit ihrer derzeitigen Struktur, ihrem Recht und ihrem Verhalten immer mehr zum Stein des Anstosses geworden ist, die Kirche als Institution und Organisation.

Wem an der Kirche heute noch etwas liegt, der wird aus Liebe zur Kirche aufstehen und sie kritisieren, nicht aus einem destruktiven Geist heraus, sondern konstruktiv und voller Hoffnung. Hier hat das „sentire cum ecclesia“ des Hl. Ignatius von Loyola heute eine ganz besondere Bedeutung. In und mit der Kirche zu fühlen, heisst nicht System verstärkend zu wirken, sondern die Kirche als ganze und in ihrem Eigentlichen zu erkennen und damit auch vieles relativieren zu können. Nicht bedauernd zurückschauen, auf das was einmal war oder ängstlich die Zukunft zu beschwören. Niemand von uns weiss, wie die Zukunft aussieht, was sie uns bringen und was sie verändern wird. Was von Nöten ist, denke ich, ist deutlich: Ein tiefes Vertrauen und eine lebendige Hoffnung, die aus dem Glauben an Gottes Liebe, Nähe und Fügung erwächst.

Noch einmal beziehe ich mich - wie schon im ersten Teil - auf die Würzburger Synode. Dort lesen wir:

„Die Situation, in der wir in der Gemeinschaft der Kirche unsere Hoffnung bezeugen und aus ihr uns erneuern wollen, ist längst nicht mehr die Situation einer religiös geprägten Gesellschaft. In der Angst vor innerem Sinnverlust und vor wachsender Bedeutungslosigkeit steht unser kirchliches Leben zwischen der Gefahr kleingläubiger oder auch elitärer Selbstabschlüssung in einer religiösen Sonderwelt und der Gefahr der Überanpassung an eine Lebenswelt, auf deren Definition und Gestaltung es kaum mehr Einfluss nimmt. Der Weg unserer Hoffnung und unsere kirchliche Erneuerung muss uns mitten durch diese Lebenswelt führen. Der Weg der Kirche in dieser Situation ist der Weg gelebter Hoffnung. Er ist auch das Gesetz aller kirchlichen Erneuerung. Und er führt uns in die einzige Antwort, die wir letztlich auf alle Zweifel und Enttäuschungen, auf alle Verwerfungen und alle Indifferenz geben können. Sind wir, was wir im Zeugnis unserer Hoffnung bekennen? Ist unser kirchliches Leben geprägt vom Geist und der Kraft dieser Hoffnung?... Die Welt braucht keine Verdoppelung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion; sie braucht und sucht (wenn überhaupt) das Gegengewicht, die Sprengkraft gelebter Hoffnung. Und was wir ihr schulden, ist dies: das Defizit gelebter Hoffnung auszugleichen.“

Trotz aller Gleichgültigkeit in Welt und Gesellschaft und erst Recht trotz der Kirche wie sie nun einmal ist, bleibe ich dabei und stehe zu ihr - und das erwarte und erhoffe ich von vielen andern Gläubigen auch, weil nur so eine Gemeinschaft entstehen kann, die ausstrahlt. Stellen sie sich vor: Die Kirche wäre tatsächlich eine Kirche der „Reinen“, eine „societas perfecta“! - Wer sollte da noch in ihr Platz finden? Gott sei Dank ist sie das nicht! Und im Übrigen:

Wir machen die Kirche nicht, jedenfalls nicht in dem, was sie zutiefst ist. Ihr Zentrum sind nicht wir, sondern Jesus Christus. Und **das** ist entscheidend.

An ihm haben wir uns - als einzelne und als Gemeinschaft - auszurichten. Und das ist leichter gesagt als getan. Ist es nicht so, dass wir weniger Angleichungsschwierigkeiten haben mit der modernen Welt als vielmehr gegenüber dem, auf den wir uns berufen? Die „Gleichförmigkeit“ mit Jesus, ist es, die hier angezielt wird. Das paulinische „In-Christus-Sein“, die Gewissheit des Glaubens, dass das Leben des Christus selbst in unsere Kirche eingesenkt ist, dass wir auf den Tod und die Auferstehung Jesu Christi getauft sind und dass uns sein Geist leitet, der uns bekennen lässt: „Jesus ist der Herr“ (1 Kor 12,3).

Dazu schreibt die Würzburger Synode: „Diese Gewissheit macht uns... dazu frei, dass wir uns... als eine Kirche der Sünder verstehen, ja, dass wir uns als sündige Kirche bekennen. Sie befreit uns dazu, dass wir angesichts der Krise unseres kirchlichen Lebens weder in einen folgenlosen Kult der Selbstbeziehung verfallen, noch dass wir die Schuld für Indifferenz und Abfall kleingläubig und selbstgerecht nur bei „den andern“, bei der „bösen Welt“ suchen und gerade so den Ruf nach Umkehr und schmerzlicher Wandlung unterdrücken oder mit blossen Durchhalteparolen übertönen...“

Wenn wir uns kritisch gegen uns selbst wenden, dann nicht, weil wir einem modischen Kritizismus huldigen, sondern weil wir die Grösse und Unbezwingbarkeit unserer Hoffnung nicht schmälern wollen. Wir Christen hoffen ja nicht auf uns selber, und darum brauchen wir auch unsere eigene Gegenwart und unsere eigene Geschichte nicht immer wieder zu halbieren und stets nur die Sonnenseite vorzeigen, wie es jene Ideologen tun, die keine andere Hoffnung haben als die auf sich selbst. In diesem Sinne ist die Bereitschaft zur Selbstkritik ein Zeugnis unserer spezifischen christlichen Hoffnung, die die Kirche immer neu zu einer offensiven Gewissensforschung anleitet.“

Das Bekenntnis zu Jesus Christus weist uns in seine Nachfolge. Es gibt so viele Wege der kirchlichen Erneuerung, wie es Wege in diese Nachfolge gibt. Es ist der Geist des Herrn, der Menschen dazu führt, im Glauben den Weg der Nachfolge einzuschlagen.

Diese Nachfolge konkretisiert sich immer in der Spannung zwischen dem Geist und der Institution Kirche. „Pneuma und Institution“ - auch darüber hat Hans Urs von Balthasar nachgedacht. Ich kann das hier jetzt nicht ausführen. Aber soviel ist klar: Es ist der Geist, der uns in die Wahrheit führt, es ist der Geist, der uns frei macht, im Geist bekennen wir Jesus als den Sohn des Vaters und im Geist beten wir. Der Geist aber weht bekanntlich, wo **er** will. Und zugleich hat dieser Geist sich selber der Kirche zugesagt. Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, dass die Kirche mehr ist als blosser Institution. Natürlich braucht sie als menschlich-weltliche Realität eine Ordnung. Diese ist aber immer in Gefahr, sich zu verabsolutieren, zum Buchstaben zu werden... Da kommt der Geist zu Hilfe mit seiner inneren Dynamik, mit seiner Freiheit und löst, befreit und heilt.

Stephan Langton hat um 1200 dieses wunderschöne und tiefe Gebet „Veni Sancte Spiritus“ verfasst, das heute noch so aktuell ist wie damals:

„Komm herab, o Heil'ger Geist, der die finstre Nacht zerreisst,
strahle Licht in diese Welt.

Komm, der alle Armen liebt, komm, der gute Gaben gibt,
komm, der jedes Herz erhellt.

Höchster Tröster in der Zeit, Gast, der Herz und Sinn erfreut,
köstlich Labsal in der Not.

In der Unrast schenkst du Ruh, hauchst in Hitze Kühlung zu,

spendest Trost in Leid und Tod.

Komm, o du glücklich Licht, fülle Herz und Angesicht,
dring bis auf der Seele Grund.

Ohne dein lebendig Wehn kann im Menschen nichts bestehn,
kann nichts heil sein noch gesund.

Was befleckt ist, wasche rein, Dürrem giesse Leben ein,
heile du, wo Krankheit quält.

Wärme du, was kalt und hart, löse, was in sich erstarrt,
lenke, was den Weg verfehlt.

Gib dem Volk, das dir vertraut, das auf deine Hilfe baut,
deine Gaben zum Geleit.

Lass es in der Zeit bestehn, deines Heils Vollendung sehn,
und der Freuden Ewigkeit.

Es ist meine persönliche Überzeugung, dass auf der Grundlage des eben dargelegten die Kirche sich zu erneuern vermag. Von hier aus ist nun die Kleinarbeit zu leisten. ... Sie ist oft mühsam und nicht ohne Rückschläge. ... Es gibt so etwas wie ein „Leiden an der Kirche“ und wer immer in ihr und für sie arbeitet und sich engagiert, wird das früher oder später erfahren... Das ist sozusagen der „Preis der Liebe“. Es gibt aber auch - und das ist sehr viel bedeutsamer - eine „Freude an der Kirche“. Dann nämlich wenn sie sich ausrichtet nach dem Evangelium und sich öffnet für die Menschen. Auch das kann man erfahren.

Ich möchte schliessen mit eine Aufruf und einem Wunsch. Beides findet sich im Römerbrief des Apostels Paulus:

Der Aufruf: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet“ (Röm 12,12).

Der Wunsch: „Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und mit allem Frieden im Glauben, damit ihr reich werdet an der Hoffnung in der Kraft des Hl. Geistes“ (Röm 15,13).

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.